



Strauß-Stück „Der Park“ an der Schaubühne in West-Berlin: Duldungsstarre bei den Betroffenen

## Die Wende in der Dichtkunst

Gunter Schäble über den Streit um Botho Strauß und sein neues Gedicht

Gunter Schäble, 46, ist Literaturredakteur beim Südwestfunk – Botho Strauß, 40, Dramatiker und Erzähler („Kaldewey“, „Paare, Passanten“), veröffentlichte zuletzt ein 80-Seiten-Gedicht „Diese Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war“.

Seit sich die Konfessionen so verdächtig gut vertragen, müssen die Feuilletonisten auch noch die Glaubenskriege führen. In der klerikalen Finsternis ist schon lange kein Licht mehr erschienen, in der literarischen hingegen erst neulich eines. In das Licht, das in der Finsternis leuchtet, schaut man je nach Geschmack dankend hinein oder schneuzt es hinterhältig: es bilden sich die Jünger und die Juden heraus und reißen einander sofort an den Haaren: der Glaubenskrieg ist da.

Als noch die Schriftsteller die Vergangenheit aufarbeiteten, die Gesellschaft kritisierten und sich selbst verwirklichten, wirkten sie auf das Anbetungsbedürfnis des Volkes sehr hemmend ein. Sie machten Vorschläge, stellten Überle-



Dichter Strauß  
Wie deutscher Wein riecht

gungen anheim und betrogen sich insgesamt mühselig. Das steht die Kundschaft eine Zeitlang durch, dann wünscht sie endlich wieder gebannt zu sein und von unten her zu staunen.

Als es soweit war und Botho Strauß „Wahrlich, wahrlich ich sage euch“ ausrief, kräuselte ein süßer Schauer viele Nackenhaare, und es trat bei den Bereiten ein, was beim tierischen Sexualverhalten als Duldungsstarre bezeichnet wird. Auch der in dieser sich befindende Mensch wird ungern gestört und reagiert auf Menschen, die diesen Zustand komisch nennen, beleidigt. So entstand der Glaubenskrieg um Botho Strauß.

Als 1981, es herrschte die sozialliberale Regierung, die Schrift „Paare, Passanten“ vor uns erschien, blieb alles noch ganz ruhig. Die ersten Jünger feierten demütig und doch stolz ihr Verstehen, während die Juden vor der Schrift, die unter anderem gegen das Asphaltliterarientum und andere Abarten der Tempelschändung predigte, verdattert oder, das

läßt sich heute schon nicht mehr entscheiden, einfach mangelhaft gerüstet erwischt wurden; es war wenig von ihnen zu hören, was auch daran liegen konnte, daß der Dichter, für den sich Strauß damals noch in problematischer Selbstunterschätzung hielt, neben vielen anderen Sachen auch die Umwelt noch verschmutzt fand, was ja nun als allgemeine Überzeugung durchgeht.

Als 1984, jetzt herrschte die christlich-liberale Regierung, die Romanschrift „Der junge Mann“ erschien, lagen die Parteien aber schon zur Feindseligkeit entschlossen in ihren Bereitstellungen, um in dem Werk je nach Geschmack einen Kometen oder dessen Schweif zu erblicken. Dem Schriftsteller Heißenbüttel als Kritiker fiel eine Ähnlichkeit mit Werken der Schriftsteller Simmel und Konsalik auf, der Kritiker Reich-Ranicki langweilte sich schier unerträglich.

Dem Lektor Michael Krüger von Hanser, dem Verlag von Strauß, drehte sich vor der Gemeinheit dieser beiden das Herz um, mit dem er, vor den Dichter springend, die Schüsse auffing. Dabei fiel er beinahe in den Abgrund der Geschichte. Was Strauß „in der letzten Zeit an sogenannter Kritik erdulden mußte“, sei, schwor Krüger, „mit literarischen Kriterien nicht mehr zu umschreiben: Verachtung, Haß und Hohn“.

Aus dem Abgrund war leise, aber deutlich das dort überwinternde Echo zu vernehmen: „Unerträglich aber wird sein (des Kritikers) Gebaren, wenn er sich aus Bosheit, Überheblichkeit und Mangel an Verständnis an einem wirklichen Künstler reibt und ihm . . . durch niederträchtige, in ihrer Böswilligkeit immer wiederholende Attacken das Leben verbittert und die Schaffenskraft lähmt. Hier ist es Aufgabe einer planvoll regelnden Kulturführung . . .“

Wie die eingefrorenen Töne aus Münchhausens Posthorn kamen, als Botho Strauß das Gemüt seiner Leser und seines Lektors auftaute, diese Worte Goebbels' aus dem Jahr 1936, die wir ebenfalls erfroren glaubten, leicht entstellt wieder zum Vorschein. Wieder war jemand von kalten Intelligenzbestien umzingelt, die nur niederreißen konnten, und rief in seiner Not das unverdorbene Volksempfinden um Beistand an und die Schriftleiter dazu auf, straußfremden Elementen etwas genauer auf die Finger zu schauen. (Aus dem Posthorn quollen da noch die Worte: „ . . . planvoll regelnden Kulturführung, rechtzeitig einzugreifen und dafür zu sorgen, daß nicht ein Genie zugrunde geht, damit ein Kritiker recht behält“.)

Was treibt einen Lektor und verdienten Literaturvermittler dazu an, die Rolle des Lieblingsjüngers derart entfesselt und wahr zu geben, noch dazu auf der Bühne der „Neuen Zürcher Zeitung“, auf der es sonst zivil zugeht?

Seit K.-M. Hinz, der seine Erkenntnisse jedoch nicht immer bundesweit verbreitet, wissen wir endgültig, daß es sich bei Straußens Prosawerk um ein „ex-



Lektor Krüger



Kritiker Heißenbüttel

emplarisches Produkt eines mittleren Kulturniveaus“ handelt, „das allein in der Lage ist, überhaupt Kitsch hervorzu-bringen“, allerdings nicht den Simmel-, sondern den Michael-Ende-Kitsch, von dem es sich nur insofern unterscheidet, als es mit jedem Satz höher hinauswill. Es stammt von einem Angehörigen der „freischwebenden Intellektuellen“, von denen Karl Mannheim sagt – auch dieses Zitat ein Hinz-Fund: „Die Eigenart ihres Denkstils ist durch Sensibilität charakterisiert. Nicht Gründlichkeit ist ihre Tugend, sondern der ‚gute Blick‘ für die Geschehnisse im geistig-seelischen Lebensraum. Ihre Konstruktionen sind deshalb immer falsch oder gefälscht, aber irgend etwas ist immer ‚gut gesehen‘.“

Der Dichter Strauß gab schon in seinem Werk „Paare, Passanten“ den Hinweis auf seine Fähigkeit, „mit seiner Zeit zu brechen“, und der Abneigung Ausdruck, „das Bedürfnis ‚dieser Tage‘ zu befriedigen“; im Gegensatz zu den bloß „gewitzten“ Kritikern pflegte er das „Entwerfende“.

Der Literaturbetrieb, der grundsätzlich jeden Autor, von dem er kein Interview bekommt, im Verdacht totaler Unkonventionalität hat, gelangte beim „Jungen Mann“ zu beseligender Gewißheit. Er hatte sich nie darum geschert, daß das Börsianische in der Sperrigkeit sitzt wie die Puppe in der Puppe. Jetzt wollte und mußte er vor einem auf die Knie, der nichts anderes tat, als das Bedürfnis dieser Tage zu erfüllen.

Des Dichters geschickter formulierter Ekel vor der „Medienmasse“ kam als Offenbarung an; seine Phantasien, die im Innenstadtkino auch als „Feuchte Träume“ veräußert werden, waren ein erotisches Pandämonium.

Der Roman, der sich liest, wie deutscher Wein riecht; der, in der intellektuellen Abwandlung, die Bonner geistig-moralische Erneuerung in allen Schattierungen reflektiert, galt als Ausgießung eines außer aller Zeit wesenden Geistes, und natürlich waren nun alle, die nur dastanden und verlegten die Achseln zuckten, wurzellos und erfüllten den Tat-



Kritiker Reich-Ranicki

#### **Strauß-Kontrahenten** „Verachtung, Haß und Hohn“

bestand, den der Paragraph 90a StGB beschreibt: „Wer durch Verbreiten von Schriften die Bundesrepublik Deutschland oder eines ihrer Länder oder ihre verfassungsmäßige Dichtung beschimpft oder böswillig verächtlich macht, wird zur Kunstbetrachtung verurteilt.“

Jetzt erweist sich aber: Der „Junge Mann“ war nur ein Bote unterwegs. Am Ziel überkam den weisen alten Mann vom Jahrgang 1944, der ihn erschuf, „Diese Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war“ in Gestalt eines Gedichts von achtzig Seiten. Sie wurde von Peter Hamm in der „Zeit“ gefühlstrunken geteilt. Den Gegenangriff führte, erwartungsgemäß und gewissenhaft, die „Frankfurter Allgemeine“, die das Gedicht als „gefährlich“ zurückwies.

Joachim Kaiser vermittelte in der „Süddeutschen Zeitung“ zwischen den Feinden, gab uns aber auch einige Hinweise auf den Zweck der neuen und irgendwie letztgültigen Dichtung: ein lyrisches Ich suche Erinnerung, prüfe die Macht der Freundschaft, betrachte die Liebe skeptisch, bedenke seine Situation in einem doppelten Deutschland und setze endlich auf Hoffnung, Licht und Verbundenheit mit allem Geschaffenen.

Aber so leicht darf man das Werk nicht befinden, das nicht weniger dar-

stellt als die künstlerische Erfüllung der Wende. Nicht in seiner Sprache: das Dunkle, aber niemals Schwierige in der Redeweise des „Jungen Mannes“, das vollkommen Spongiose dieses Romans waren ein schönerer Widerklang des ebenso schon im Entstehen zergangenen Kohl-Wortes, als es die ins Unglückliche gewendete prophetische des Gedichts sein kann, die hier nicht durch Beispiele dokumentiert werden soll. Es genüge der Hinweis, daß die „Aufgabe des wahrhaftigen Dichters“ nach Peter Hamm, nämlich das „Mißlingen zu wagen“, gründlich gelöst erscheint.

Nein, die geistig-moralische Politikveranstaltung und ihr Dichter sind seit dem Gedicht „Diese Erinnerung . . .“ subtiler verzahnt. Die Regierung verlangt vom Meister des Wortes nicht, daß er an ihrem Daseinsfrohsinn und ihren Kenntnissen in der Gelderbeschaffung teilhat, sondern nur, daß er sich von der Politik fernhält, denn sie weiß, daß sie ihm schadet. Viele Dichter wissen das inzwischen auch wieder, am besten weiß es Botho Strauß, also warnt er sich: „Kopf hoch, noch einmal, Person! / Bevor du, verflucht zur Politik, unaufhaltsam verblaßt / in ihrer Ausbleiche.“ So zeigt er an, daß er ganz der ihre ist.

Was aber das Barocke der Regierung anlangt, das die hageren Schwestern der sozialdemokratischen Aufklärung endlich verdrängt hat, so macht es sich leider nur in der leiblichen Dimension bemerklich, diesseitig; dem Dichter obliegt, das weltanschauliche Unterfutter zu nähen; daß alles eitel ist und der Mensch nichts vor der Ewigkeit: „Denn nur Geschöpfe der Fahrt sind wir / und unsere Gestalt ist Fluktuation. / Zerrauschene Wolke. Milchblau“, und „Nur Sand, Sand ist unser Verstehen“, spricht das Gedicht.

Ähnlichkeiten zwischen Regierung und Dichtung bestehen auch bezüglich ihres Bildungserwerbs. So wie der Familienminister Heiner Geißler sich Worte Bertolt Brechts erwirbt, um seine Reden bedrohlich damit zu spicken, so streut der Dichter Botho Strauß, der sich im Besitz der Bildungsvokabeln „Netsukes“, „Zikkurat“, „Elil“ und vieler anderer befindet, dieselben kostbar über sein Gedicht hin.

Übrigens merkt K.-M. Hinz an, daß in dieser Hinsicht auch zwischen dem FAZ-Feuilletonleser und Strauß eine eigentümliche Strukturanalogie herrscht, und findet es richtig tragisch, „daß den Journalisten die Kriterien fehlen, die es ihnen erlauben würden, sich wirklich verwandtschaftlich an jene Literatur zu binden, die ihnen entspricht“. Statt dessen



**Strauß-Vorbild Rilke:** „Netsukes, Zikkurat, Elil“

nennt einer von ihnen „Diese Erinnerung . . .“ „gefährlich“!

Die deutsche Frage – den Politikern ist hierbei weh, dem Dichter kaum minder: „Kein Deutschland gekannt zeit meines Lebens. / Zwei fremde Staaten nur, die mir verboten, / je im Namen eines Volkes der Deutsche zu sein. / Soviel Geschichte, um so zu enden?“ Er erklingt traurig und national. Natürlich würde er nicht zu den Schlesiern sprechen, aber beflügelnd scheint es doch sehr zu sein, nicht mehr an Bedingungen zu denken, sondern in ungewisser Sehnsucht so drüber hinzustreichen.

Daß in „soviel Geschichte“ etwas Unangenehmes passiert sein muß, ahnt er als Dichter, wie der Kanzler es als Politiker ahnt. Aber wie dieser hegt er auf Grund seines Geburtsjahrgangs die Unschuldsvormutung gegen sich selbst: „Was vor uns war und was wohl noch kommen wird, / es braucht das gute Gewissen und das Beispiel von / Menschen, die nichts zu bereuen haben.“ Schließlich wollen die Politiker den Dichter wertorientiert. Wo findet man Werte? Die Politiker in den fünfziger Jahren, der Dichter in der Zeiten Schoß: „Ist nicht über Vergängliches / klagen die Urregung des Dichters?“ Des Deutschen; denn einer wie Balzac glotzte nur andauernd fasziniert auf das Menschengefühl, in dem er lebte, ohne einen Funken Energie für die Sentimentalität abzweigen zu können.

Strauß weiß wieder, was alle rührseligen und gewaltsam innigen Leute zu allen Zeiten wußten: daß es heute nicht mehr wie früher ist: „Wer aber, wenn nicht dein namenloser Kummer, / bräch-

ten dir Lindenbaum und Dorfbrunnen zurück?“ Was aus Dorfbrunnen geworden ist, weiß niemand, aber Lindenbaum, bei der Gelegenheit gesagt, ist mitsamt seiner Frau nicht aus Majdanek zurückgekommen.

Stellen wir uns den Dichter der Umkehr aber nicht einfach Arm in Arm mit dem Kanzler wandelnd vor, obgleich auch dieser Anblick schon etwas Besänftigendes hat. Nein, der so den Zivilisationsliteraten erleichtert abstreift, enthüllt darunter Gottähnlichkeit ohne Bange. Demutsvoll und geschmerzt läßt er das Tagesgeschäft unter sich, wo er sich „wegen sendenden / Sehens immer gemieden“ fühlte: „Indessen gibt es für ihn keinen Zweifel, / daß er nicht zu den Bevorzugten, / sondern zu den Beauftragten gehört“, dem „zustieß von allen / das unverhoffteste Wort: Kelchschaft“.

Sogar das „selbstzufriedene Mittelmaß“, das sich, wie Peter Hamm findet, typischerweise „barsch“ gegen Strauß verhält, weiß, daß das vor diesem erst einem zugestoßen ist. Der dreifach merkwürdige Geisterschritt von König Salomo (der den Titel für das Brevier des Beauftragten lieferte) über Blaise Pascal (dem er durch seine „Pensées“ geisterte) zu Botho Strauß ist nur ein Trugbild: Er folgt einem anderen König nach. Den dürstenden Herzen ist er wie der Regen dem Wüstensand, aber die Ungläubigen schlägt er mit Blindheit. Daher die Streitereien um ihn. Aber da der Gegenstand nun endgültig in den Religionskundeunterricht hinüberschilfert, schließen wir hier.

## FILM

### Andechser Andacht

„Die Föhnforscher“. Spielfilm von Herbert Achternbusch. Deutschland 1985. 133 Minuten; Farbe.

Der Kulturbetrieb braucht seine Märtyrer. Ich erinnere mich noch jenes Leidenspaares der 60er Jahre, Jean-Marie Straub und Danièle Huillet, die so spartanisch lebten, wie sie filmten, deren kartesianische Strenge auf der Leinwand und zu Hause die Bewunderung geradezu als Bringschuld abforderte. Wer sich heute die Mühe machte (und es wäre wirklich eine solche), die Kritiken von damals nachzulesen, der stößt auf manchen Superlativ, auf manch kühnen Vergleich, mit dem heute ein anderer Schmerzensmann bedacht wird: Herbert Achternbusch.

Der kulturelle Komment scheint es zu gebieten, automatisch das für genial zu halten, was Politiker, vorzugsweise der Innenminister als Subventionsverteiler, nicht mögen oder nicht fördern. Sicherlich ist die Verbindung von persönlichem Geschmack, der sich arroganterweise